

BRETT McBEAN

ANGST WAR HIER

Aus dem Amerikanischen von Isa Theobald

FESTA

Die amerikanische Originalausgabe *The Invasion*
erschien 2016 im Verlag Thunderstorm Books.
Copyright © 2016 by Brett McBean

1. Auflage April 2018
Copyright © dieser Ausgabe 2018 by Festa Verlag, Leipzig
Titelbild: Natalia Drepina –
<https://yourschizophrenia.bandcamp.com>
Lektorat: Katrin Holle
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86552-645-8
eBook 978-3-86552-646-5

Es liegt etwas Unheilvolles in einem tagsüber eingeschalteten Verandalicht. Denn es erzählt von einem Ort in der Schwebel, von unterbrochenem Leben und von vergessenen Alltagspflichten. Es bedeutet, dass für dieses Haus die Nacht noch nicht zu Ende ist.

Die Außenbeleuchtung sollte nicht leuchten, wenn die Sonne aufgegangen ist. Im natürlichen Lauf der Dinge sind die Außenlichter ausgeschaltet, sobald die Nacht vorbei ist. Der Boogeyman wurde damit in Schach gehalten, zumindest dieses Mal.

Bis etwas Unvorhergesehenes und Schreckliches geschieht, das die natürliche Ordnung auf den Kopf stellt. So wie die Geschehnisse in der Hopper Crescent Nummer 6 in Park Orchards, am Samstagabend in der Weihnachtswoche.

Wenn Sie am Morgen danach hinüber zu den wohlhabenden Vororten von Melbourne fahren, finden Sie die Straßen ruhig vor. Einzig das Zwitschern der Vögel und das gelegentliche Bellen eines Hundes durchbrechen die Stille.

Scheinbar ist hinter den hohen, roten Backsteinmauern der Hausnummer 6 alles in Ordnung. Aber wenn Sie durch die Eingangstore fahren und die steile, gewundene Einfahrt hinauf, dann finden Sie sich in einer zerstörten Welt wieder. Einer Welt voller Blut und Brutalität.

Noch bevor Sie am Ende der Einfahrt ankommen, sehen Sie die erste Leiche. Sie liegt rechts auf dem gepflegten, grünen Rasen, nicht weit von dem kleinen

Wäldchen aus Silberbirken entfernt. Ihr einstmals hellrosafarbener Pyjama ist nun rot und klebt wie eine zweite Haut an ihr. Ihr Gesicht, das der Einfahrt zugewandt ist, wirkt friedlich, doch hinter diesem Schein verbirgt sich eine Nacht voller Terror und Schmerz.

Wenn Sie die Einfahrt weiter hinauffahren und die letzte Biegung nach links nehmen, wird das Gelände eben und Sie erreichen das Haus.

Die große Farm mit vier Schlafzimmern steht auf einem dicht bewaldeten Hügel, inmitten eines knapp vier Hektar großen, hügeligen Geländes. Ihre verwaschen weißen Steinwände, die roten Dachziegel und die Backsteinbogen geben ihr das Aussehen einer spanischen Villa. Es ist ein schönes Haus. Obwohl es über die Jahre manchen Dreck sehen musste, hat es seinen Charme und seine Würde behalten. In den mehr als 40 Jahren seiner Existenz war es ein gutes Zuhause für seine Bewohner.

An diesem Morgen aber ist Carmela, wie sie von ihren Erbauern genannt worden war, ein Hort der Schmerzen und des Horrors.

Anstatt eines normalen Sonntagmorgens, an dem die Dame des Hauses gegen acht aufsteht und die ersten Stunden des Tages gemütlich mit Frühstück, einem Bad und Zeitunglesen verbringt, ist dies ein Morgen, an dem auf brutale Weise Leben genommen wurde. Es ist ein Morgen, an dem man auf die Nachwirkungen einer Welt blicken kann, in der eine unerwartete und unerwünschte Gewalt in das Heiligtum eines Zuhauses eingebrochen ist und den natürlichen Lauf der Dinge auf den Kopf gestellt hat.

Wenn Sie neben dem steingrauen Oldtimer-Porsche-Cabrio halten, das auf einen Besitzer wartet, der niemals

wiederkehren wird, werden Sie bemerken, dass die Außenbeleuchtung noch eingeschaltet ist, obgleich sie durch den wolkenlosen Sommermorgen blass wirkt.

Warum sind die Verandalichter noch an? Wer oder was hat verhindert, dass sie ausgeschaltet wurden? Was genau ist hier in den Stunden nach Mitternacht geschehen, als die Welt am dunkelsten war?

Um das herauszufinden, müssen Sie das Haus betreten.

Es ist nur ein kurzer Spaziergang über den gepflasterten Weg, der zur Haustür führt, vorbei an dem kleinen Teich auf der linken Seite. Die Veranda umgibt üppiges Grün von Farnen und Palmen. Ein kleiner Springbrunnen plätschert vor sich hin. Sie scheinen inmitten eines tropischen Regenwaldes zu stehen. Aber lassen Sie sich von der Lebendigkeit und der Ruhe nicht täuschen. Innerhalb des Hauses wartet ein schrecklicher Anblick auf Sie.

Greifen Sie nach dem Türknauf. Machen Sie sich keine Sorgen, die zweiflügelige Holztür ist nicht verschlossen. Drehen Sie den Knauf und treten Sie ein ...

DER SALON

»... und damit ist es für unsere übergroße Fee Zeit, ins Bett zu gehen.« Paul Hillsboro erhob sich mit einem Grunzen aus dem gelbgrün gepolsterten Zweisitzer. »Adam wird nicht glücklich sein, wenn ich so spät ins Bett komme. Er wird grummelig, wenn man ihn bei seinem Schönheitsschlaf stört.«

Debra blickte hinüber zu der hölzernen Uhr auf dem Sims über dem erloschenen Kamin. Im funkelnden Glanz der mehrfarbigen Weihnachtslichter sah sie, dass der längere der beiden Zeiger auf der Drei stand, während der kürzere zur Decke zeigte.

Sie wandte sich wieder ihrem Bruder zu, der, obwohl er zehn Jahre jünger war, genauso alt aussah wie sie mit ihren 52 Jahren. Sein einstmals wilder Mopp schmutzig blonder Haare war zurzeit extrem kurz geschnitten und grau gesprenkelt. Sein rundes Gesicht war von zu vielen Falten durchzogen. Sein vom Schweiß fleckiges Hemd spannte sich über seinem beleibten Körper, sodass es am Bauch wirkte wie ein zu vollgestopftes Kissen. Je älter er wurde, desto mehr erinnerte er Debra an ihren Vater, was ihr aber ganz und gar nicht passte. Ihr Vater war mit 43 an einer Herzattacke gestorben, übergewichtig und übermäßig gestresst. Paul war nur noch zwei Jahre von diesem Meilenstein entfernt.

»Fühlt sich später an«, sagte Debra. »Die Nacht ist noch jung, kleiner Bruder.«

Pauls dünne Lippen verzogen sich zu einem müden Grinsen, das sein leicht sonnenverbranntes Gesicht noch breiter wirken ließ. »Du warst schon immer eine Nacht-eule.«

Debra nickte. »Ich habe einige meiner besten Sachen in tiefster Nacht geschrieben.«

Paul gähnte. Er rieb seinen Bauch. »Tja, ich befürchte, es ist weit nach meiner Schlafenszeit, D.B. Hills. Ich muss den Tequila ausschlafen. Die Cocktails waren großartig, aber ich glaube, beim nächsten Mal bleibe ich bei Corona. Und wo wir gerade vom Ausschlafen mexikanischer Mojitos sprechen ...« Paul warf einen Blick

auf das schnarchende Bündel auf dem anderen Sofa, das neben dem von Debra stand. Einige Stunden zuvor war das Bündel (besser bekannt als Carl) noch hellwach und sternhagelvoll gewesen, hatte entgegen den Einwänden seiner Freunde versucht aufzubrechen, vollends überzeugt davon, noch fahren zu können. Carl hatte ganze zwei Schritte aus der Haustür geschafft, bevor Debra und Adam ihn eingefangen und wieder nach drinnen gezogen hatten.

»Ich kann nicht glauben, dass er nach Hause fahren wollte«, seufzte Debra. »Dummer alter Narr. Er sollte doch wissen, dass ich ihn niemals fahren lassen würde, wenn er so viel getrunken hat.«

»Im Zweifel mit Gewalt, was?«

»Richtig. Und wenn ich ihn fesseln müsste.«

»Also lässt du Carl auf dem Sofa schlafen?«

»Keine freien Betten, befürchte ich ...« Sie hielt inne. »Ich hab gelogen. Eine Seite meines Bettes ist kalt, aber ich habe nicht die Absicht, mein Bett mit einem schnarchenden 60-Jährigen zu teilen. Ich liebe ihn, aber manche Grenzen muss man nicht überschreiten. Außerdem sieht er doch ganz zufrieden aus. Wenn man überlegt, was Ray und ich für diese Sofas gezahlt haben, sollten sie bequem genug sein, um einem König zu genügen.«

Debra hob das Glas lohfarbenen Wein an ihre Lippen und trank den letzten Schluck. Sie stellte das leere Glas auf den Tisch und stand auf. Dann trat sie um den Eichentisch herum und öffnete ihre Arme. »Ich bin so froh, dass du hier bist. Es ist schön, ein bisschen Zeit miteinander verbringen zu können. Ich wünschte nur, du und Adam, ihr könntet länger bleiben.«

Paul stand auf und schlang seine fleischigen Arme um Debra. »Ich auch. Ein Tag ist so schnell vorbei. Aber Adam muss zurück, um sich um diese große Kunstausstellung zu kümmern. Und ich muss mir einen neuen Job suchen.«

»Du wirst einen finden«, sagte Debra und erwiderte Pauls Umarmung. »Es tut mir leid, was du gerade alles durchmachen musst.«

Sie trennten sich. »Wir sind schon eine Familie, was? Vielleicht sollte sich dein nächstes Buch um die Hillsboro-Familie drehen. Du könntest es *Ein Heim in den Hügeln – Australiens neueste Seifenoper* nennen.«

Debra lachte. Die drei Mojitos, die sie während des Essens getrunken hatte, und die paar Gläser Wein, die sie mit Paul geteilt hatte, als der Rest des Hauses schon schlief, hatten Spuren hinterlassen – sie war betrunken. »Es würde sich vermutlich besser verkaufen als meine letzten paar Bücher.«

Carl stöhnte auf dem Sofa.

»Sieht so aus, als wäre mein Agent meiner Meinung. Ich denke, er mag deinen Vorschlag. Wie auch immer, ich wünsche dir eine angenehme Nachtruhe.«

»Ich hoffe, dass diese Hitze mich nicht wachhält.«

»Es ist doch gar nicht so heiß. Ist das Fenster in deinem Zimmer offen?«

»Sperrangelweit. Und der Ventilator ist auch an. Aber Herr im Himmel, Schwesterlein, warum legst du dir nicht endlich eine Klimaanlage zu? Ich weiß, du hast die Dinger, aber es würde dich nicht umbringen, Verdunstungskühler in deinen Gästezimmern aufzustellen. Das Zeitalter des Wassermanns ist vorbei.«

»Die Brise ist beruhigend. Sie ist natürlich.«

»Es ist trotzdem abstoßend, im eigenen Saft zu schmoren.«

»Mein Bruder, ein echter Charmeur. Kein Wunder, dass Adam dich unwiderstehlich findet. Hast du alles, was du brauchst? Handtücher? Seife?«

Paul nickte. »Nimm's mir nicht krumm, aber du siehst müde aus. Vielleicht solltest du auch zu Bett gehen.«

Debra salutierte vor ihrem jüngeren Bruder. »Aye, aye, Käpt'n.«

Paul lächelte, ein jugendliches Funkeln lag in seinen Augen, trotz der Sorgen, die auf seinen Schultern lasteten, trotz der Müdigkeit, der Sonne während des Tages und des vielen Alkohols am Abend. Er mochte vielleicht im mittleren Alter sein, aber Debra konnte immer noch den Jungen sehen, der er einst gewesen war, das schüchterne Kind, das sich in seiner eigenen Haut immer unwohl gefühlt hatte.

Ihr Bruder schlenderte zu den Stufen hinüber, die zur vorderen Diele führten. Er latschte über den schwarzen Schiefer. Seine Sandalen klatschten auf den Stein. Als er das obere Ende der Treppe erreichte, wandte er sich nach links und machte sich auf den Weg in Richtung des sanft erleuchteten oberen Stockwerks. Sein rundlicher Körper schob sich an den weißen Vorhängen vorbei, die in der warmen Sommerbrise flatterten.

Als Paul außer Sichtweite war, sah Debra zu Carl hinunter, der nun auf dem Rücken lag, während ein Arm vom Sofa baumelte. Debra hob den schmalen Arm und legte ihn auf seinen Bauch.

»Gute Nacht, du alter Säufer«, flüsterte sie.

Debra richtete sich auf und sah sich im Salon um. Der Raum leuchtete in blauem, grünem und gelbem Licht.

Sie überlegte, ob sie die Beleuchtung vom Weihnachtsbaum ausschalten sollte, dachte dann aber, dass es sicher besser wäre, wenn das Zimmer nicht völlig dunkel war. Sollte Carl vor Sonnenaufgang aufwachen, wollte sie nicht, dass er noch verwirrter war, als er es auf einem fremden Sofa im Haus anderer Leute ohnehin schon sein würde. *Wo wir schon beim Schlafen sind, Paul hatte recht – ich bin erschöpft.*

Es war ein hektischer Tag gewesen, sie hatte alles für ihre Weihnachtsparty vorbereitet, in deren Mittelpunkt ein mexikanisches Drei-Gänge-Menü gestanden hatte. Die einzige Pause, die sie sich gegönnt hatte, war, als die Familie sich im Salon zusammengefunden hatte, um die Geschenke zu öffnen, bevor die Gäste ankamen (Paul und Adam hatten ihr eine Erstausgabe von Agatha Christie geschenkt, die sich in ihre stetig wachsende Sammlung einreichte, und von Taryn hatte sie ein schlichtes Gartenornament bekommen, in dem eine tiefere Bedeutung lag).

Als alle Geschenke verteilt waren und das Geschenkpapier weggeräumt, ging es zurück zu den Partyvorbereitungen. Dann, als ihre Gäste eingetroffen waren, hatte sie darauf geachtet, dass alle ihre Freunde und Familienmitglieder sich gut unterhalten fühlten und die Gläser immer voll waren. Die Party war ein voller Erfolg: jede Menge Gespräche und Gelächter, jede Menge Alkohol, freundliche Streitgespräche über Politik und Sport. Bis auf den Zwischenfall, als ihre gute Freundin Susan versehentlich auf Adams Fuß getreten war. Die beiden hatten sich den ganzen Abend über nicht einmal angesehen und laut Adam war der Tritt auf den Fuß Absicht gewesen. Debra hatte in all dem Gewusel kaum einen

Moment für sich selbst gehabt. Von den Problemen ihres Bruders ganz zu schweigen. Mit ihrer eigenen Situation waren es ein paar wirklich stressige Tage gewesen.

Sie rollte ihre Schultern und rieb sich dann die Hände. Sie fühlten sich geschwollen an und schmerzten. Neben dem vernebelten Kopf, dem trockenen Mund und den müden Augen waren ihre Gelenke steif.

Verdammtes Alter.

Für jemanden, der Sport auf ähnliche Weise mied wie ein Vegetarier eine Platte rohes Fleisch, war Debra ziemlich gut in Form. Trotzdem war ihr Körper nicht mehr, was er einmal gewesen war, und er schämte sich nicht, ihr das auch zu zeigen. Die Schmerzen in ihren Händen und Handgelenken machten ihr am meisten Sorgen. Für einen Schriftsteller war die Arthritis der grausamste Streich, den das Alter ihm spielen konnte. Was auch immer die Werbung und die Selbsthilfegurus so behaupteten: Älter werden war für den Arsch.

Als ob sie ihre Gedanken teilten, knackten die Wände des Salons, und die Fundamente stöhnten, als würden sie sich auch auf die Nacht einstellen. Dieses Haus war fast so alt wie Debra selbst. Das 1969 erbaute, frei stehende Terrassenhaus mit vier Schlafzimmern wurde innig geliebt. Es war seit 27 Jahren Debras Zuhause und man sah ihm das Alter genauso an wie seiner Bewohnerin. Seine Knochen waren müde, wurden spröde, und seiner Fassade, auch wenn sie immer noch freundlich und einladend wirkte, sah man den Verschleiß langsam an. Es musste herausgeputzt werden, genau wie die Einrichtung. Abgesehen von einigen kleineren Veränderungen hatten Ray und Debra, als sie in den späten 80ern eingezogen waren, das groovige Dekor so gelassen,

wie es Mitte der 70er renoviert worden war. Während ihre Freunde damit beschäftigt waren, ihre Häuser zu modernisieren, kitschige, grün gestreifte Tapete herunterzureißen und die Wände himmelblau zu streichen oder braune Zottelteppiche durch frisch duftende, beige Bodenbeläge zu ersetzen und Küchen und Bäder in verschiedenen Abstufungen der Eintönigkeit auszustaffieren, schwammen sie und Ray gegen den Strom und ließen das Haus im Großen und Ganzen so, wie sie es vorgefunden hatten. Sie liebten beide den Retrolook ihres Heims und so achteten sie darauf, dass ebenjener Retrocharme erhalten blieb, wenn sie irgendwo etwas anpassten. Über die Jahre verlor Ray allerdings seine Liebe zum Charme der 70er. Sobald Ray die Gelegenheit nutzte, um anzukündigen, das Haus zeitgemäß zu modernisieren, erinnerte Debra ihn vorsichtig daran, dass er eigentlich mehr unterwegs als zu Hause war und deshalb nicht viel Mitspracherecht hatte. Nun, wo der Gedanke an einen Umzug immer wieder aufkam, fragte sie sich: Wenn sie tatsächlich verkaufen und wegziehen würde, würden die neuen Besitzer das Haus komplett renovieren? Oder schlimmer noch, es abreißen und eine von diesen kalten, modernen Monstrositäten bauen?

Allein der Gedanke daran schnürte Debra die Kehle zu.

Ich habe mich ja noch gar nicht entschieden, umzuziehen. Wir wollen mal nicht allzu emotional werden. Es ist schließlich nur eine Kombination aus Holz, Steinen und Ziegeln.

Aber genau das war der Punkt: Für sie war es nicht nur eine Sammlung unbeweglicher Gegenstände, zusammengestellt, um einen bewohnbaren Lebensraum zu

bilden. Es war ein Zuhause, *ihr* Zuhause, und sie liebte es. Mit den grellen Fliesen und allem, was dazugehörte.

Das hier war nicht nur ein Ort, an den man nach einem anstrengenden Arbeitstag zurückkehrte, um zu essen, zu schlafen und wieder zu gehen. Nein, Carmela war ihre ganze Welt. Debra war seit fast 30 Jahren Vollzeitautorin, und den größten Teil dieser Zeit hatte sie hier verbracht, umgeben von den gleichen Wänden, geschützt vom gleichen Dach.

Ein ganzer Berg an Erinnerungen war an dieses Haus geknüpft, von bedeutenden bis unbedeutenden, nahezu lächerlichen.

Jeder Raum erzählte eine Geschichte. Aber keiner hatte mehr zu erzählen als der Salon. Geräumig und behaglich, mit seiner hölzernen Balkendecke, dem offenen Kamin und der an das Esszimmer angrenzenden, rustikalen Backsteinmauer war dieser Raum nicht nur der Mittelpunkt des Hauses, sondern auch der ihres Lebens.

Hier hatte sie gelesen, ferngesehen, oft gegessen und ihre engen Freunde und Familienmitglieder unterhalten. Hier hatte sie auch am meisten nachgedacht. Wann immer sie Schwierigkeiten mit dem Schreiben einer Geschichte hatte, war es der Salon, in den sie sich zurückzog, um ihre Schreibblockade zu überwinden. Er hatte diese Wirkung auf sie: beruhigend, inspirierend. Sie zog es zwar vor, in ihrem Büro zu schreiben, aber es war tröstlich zu wissen, dass der Salon ihr Zufluchtsort war.

Bevor sie jedoch zu weinerlich und nostalgisch werden konnte, ließ Debra den schnarchenden Carl auf dem Sofa zurück und machte sich auf den Weg zum hinteren

Schlafzimmer. Sie durchquerte den Salon, ging am hölzernen Ende der Treppe vorbei und öffnete leise die Tür des zweiten Gästezimmers. Sie steckte ihren Kopf hinein.

Der süße Duft japanischen Kirschblütenparfüms kitzelte sie in der Nase. Mondlicht fiel durch die Glaschiebetür und die unverhangenen Fenster des spartanisch möblierten Raums, sodass sie Taryn schlafend im Bett sehen konnte. Ihre Nichte lag auf der Seite, die Laken zerknüllt zu ihren Füßen. Ihre blonden Haare wirkten nahezu weiß im Schein des Mondes. Auf ihrem Gesicht lag ein friedlicher Ausdruck, obwohl ihr in Embryonalstellung zusammengerollter Körper alles andere als friedlich wirkte. Es sah so aus, als würde sie nur im Schlaf Frieden finden, so unruhig dieser auch sein mochte. Sie hatte bei der Party an diesem Abend gute Miene zum bösen Spiel gemacht, doch niemand unter Debras Freunden, nicht einmal Paul, konnte sich vorstellen, wie tief ihr Schmerz saß. Sie waren nicht da gewesen, als Debra die weinende Taryn zu trösten versucht hatte, ihr T-Shirt nass von Tränen. Genauso wenig hatten sie die Kurzgeschichten gelesen, die Taryn geschrieben hatte. Sie mochte eine Anfängerin sein und noch Hilfe benötigen, was Struktur, Dialog und andere technische Aspekte anging, aber sie war ein Naturtalent, wenn es um Wahrhaftigkeit und Leidenschaft ging. Es waren dunkle Geschichten, weit dunkler als alles, was Debra jemals geschrieben hatte, aber Debras Mutter hatte auch nicht versucht sich umzubringen.

Momentan waren die Geschichten ihrer Nichte eher Tagebucheinträge. Eher unfokussierte Ausbrüche von Wut und Traurigkeit als kontrollierte Prosa. Sobald Taryn gelernt hatte, ihre Gefühle zu kontrollieren, würde

ihre Fähigkeit stärker werden und sie wäre auf dem besten Wege, ein beeindruckendes literarisches Talent zu entfesseln.

Sie ist schon besser, als ich in ihrem Alter war. Sie hat Talent, so viel ist sicher.

Debra hatte immer gedacht, der jugendlich überschwängliche Wunsch ihrer Nichte, Autorin zu werden, wäre nicht mehr als ein niedlicher, durchaus schmeichelfhafter Versuch, die Aufmerksamkeit ihrer berühmten Tante auf sich zu ziehen. Aber die vergangene Woche, die sie mit Taryn verbracht hatte, hatte ihr ihren Irrtum aufgezeigt. In all diesen Jahren des Bücherverschlingens, des Verfassens von Kurzgeschichten und Redens über das Schreiben war es nicht um Imitation gegangen. Es war ihr ernst mit dem Schreiben. Und Debra war mehr als glücklich, ihre Mentorin sein zu dürfen sowie ihre Schulter zum Ausweinen.

Ist mir egal, ob das gefühllos ist: Verdammt sei meine Schwester, Taryn so etwas anzutun. Sie ist ein gutes Mädchen. Sie hat es nicht verdient, so behandelt zu werden.

Krista war schon immer das egoistischste der Hillsboro-Geschwister gewesen. Immer die dramatischste. Sie konnte liebevoll sein, vor allem, wenn es ihr etwas nützte, aber sie konnte genauso eiskalt sein, sogar grausam. Sie konnte sich durch Gefühle fressen wie ein Schredder durch Papier – völlig egal, ob es ihre eigenen oder die der anderen waren.

Wenigstens konnte Debra jetzt Zeit mit Taryn verbringen. Wenn diese Tragödie ein Gutes hatte, dann war es das. Als Debra leise die Tür zuzog, um Taryn ihren zeitlich begrenzten Frieden zu lassen, durchbrach Hundegebell die Stille der Nacht.

Es klang nach den Labradorhunden der Gundersons. Durch die steilen, waldigen Hügel, in die dieser Teil von Park Orchards eingebettet war, wurden Geräusche auf sonderbaren und unvorhersehbaren Wegen verzerrt, hin und her geworfen wie eine Kugel, die in einer Betonzelle abgefeuert worden war. Ein Furz von jemandem zwei Straßen weiter konnte manchmal näher klingen als eine wilde Party im Haus nebenan.

Falls es jedoch die Labradore der Gundersons waren – und es klang verdammt nach ihnen –, war das durchaus ungewöhnlich, da diese nachts selten bellten. Normalerweise meldeten sie sich nur zur Fressenszeit, danach konnte man die Uhr stellen. *Sandy und Bailey bellen? Muss vier Uhr sein.*

Debra durchquerte den Salon. Sie stoppte an der Hintertür. Durch das Fliegengitter konnte sie den schwülen Wind fühlen, der das tiefe, widerhallende Gebell mit sich brachte. Sie schaltete die Außenbeleuchtung ein. Das gepflasterte Areal wurde von gelbem Licht geflutet, das den Tisch mit den leeren Gläsern und Schüsseln vom Dessert ebenso hell erleuchtete wie den lagunenartigen Salzwasserpool und das Spa dahinter. Der Rest des großzügigen Geländes lag ungesehen in der Dunkelheit.

Sie schaute hinaus in die Nacht, unsicher, was sie zu sehen erwartet hatte. Das Anwesen der Gundersons war auch bei Tageslicht nicht zu sehen.

Das Gebell der Hunde verlor sich schon bald in einem gelegentlichen Wuff, bis es ganz verstummte. Abgesehen vom sanften Schwirren des Deckenventilators im Salon und dem sachten Seufzen des Windes draußen war die Welt wieder still. Debra zuckte die Achseln.

Die Labradore mussten hungrig sein. Oder durstig. Diese Hitze kann einen wirklich austrocknen.

Plötzlich wollte sie dringend noch ein großes Glas kaltes Wasser, bevor sie zu Bett ging, also knipste sie die Außenbeleuchtung aus und wandte sich der Küche zu.

DAS ERSTE GÄSTEZIMMER

Debra scheint Grün tatsächlich zu mögen, schoss es Paul durch den Kopf, als er vor dem Toilettenbecken stand und seine Blase entleerte. Die untere Hälfte der Wände hatte grün gestrichene Holzpaneele, die obere Hälfte weiße Tapete mit kleinen, grünen Blumen in diagonalen Linien. Die Bodenfliesen waren kleine weiße und grüne Quadrate. Das Waschbeckenschränkchen war glänzend oliv lackiert und die Außenseite der Badewanne mintgrün gestrichen. Die Duschfliesen und jene zwischen Waschbecken und Spiegel waren weiß mit grünen Streifen. Sogar der Spiegelrahmen war in einem hellen Gelbgrün gehalten. Aber, und das war typisch für seine Schwester, alles war geschmackvoll zusammengestellt. Es war genau die richtige Balance zwischen Grün und Weiß. Es fühlte sich fast so an, als ob man in der Mitte eines ruhigen Waldes stand, was, so vermutete er, genau so sein sollte.

Auch wenn Grün nicht seine erste Wahl gewesen wäre, konnte er sich noch gut an das Badezimmer vor der Renovierung erinnern. Dagegen war das hier ein Riesenfortschritt. Vorher war eine der Angeln des Toilettensitzes gebrochen gewesen, der Spiegel über dem

Waschbecken gesprungen und die mit Holz vertäfelten Wände zerkratzt. Mysteriöse Flecken hatten den abgenutzten und welligen Linoleumboden verunziert: große, dunkle Kreise, kleinere Schlieren und Punktmuster. Im Schlafzimmer fehlte dem Deckenventilator ein Blatt und ein Teil des orangefarbenen Teppichs neben dem Kleiderschrank war herausgeschnitten worden.

Bevor Debra und Ray das Haus gekauft hatten, hatte es einem bekannten TV-Produzenten gehört. Paul konnte sich die Partys und den anderen Unfug, der während dieser Tage hier stattgefunden haben musste, gut vorstellen.

Wenn diese Wände reden könnten.

Paul war fertig, aber er spülte nicht, weil er Angst hatte, Adam zu wecken. Auch wenn die Badezimmertür geschlossen war, würde sich die Toilettenspülung in der Stille der Nacht wie eine Flutwelle anhören.

Er hätte sich keine Sorgen zu machen brauchen.

Er war gerade dabei, sich seine Hände zu waschen und sich in Erinnerung zu rufen, wann er wohl das letzte Mal ein Stück Seife dazu verwendet hatte, als die Hunde zu bellen begannen. Paul wich vor der plötzlichen Störung zurück. Das Gebell klang nah, als käme es direkt von nebenan – was hier in diesem Teil der Welt einer Entfernung von gut 50 Metern entsprach.

Verdammt, möge doch jemand diese Köter zum Schweigen bringen.

Bis Paul sich seine Hände abgetrocknet hatte, hatte das Gebell aufgehört.

Ich hoffe, dieser Lärm hat ihn nicht aufgeweckt ...

»Hunde sollten verboten sein«, grummelte eine Stimme außerhalb des Badezimmers. Paul seufzte. Er

schaltete das Licht aus, öffnete die Tür und trat aus dem stillen Wald in die Höhle des übellaunigen Trolls.

»Katzen sind ruhiger. Die machen nur Krach, wenn sie kämpfen. Hunde dagegen bellen, sobald die Blätter von den Bäumen fallen. Die sollten verboten werden, zumindest sollte es verpflichtend sein, ihre Stimmbänder durchtrennen zu lassen.«

Adam saß im Bett, den Kopf in das Kissen gedrückt, das an das hölzerne Kopfende gelehnt war. Seine Arme waren vor seiner blassen, haarlosen Brust verschränkt. Seine Nachttischlampe war eingeschaltet und warf einen mintfarbenen Schein in den düsteren Raum.

»Tut mir leid, dass die Hunde dich geweckt haben. Wenigstens kannst du mir diesmal nicht die Schuld geben. Ich war mucksmäuschenstill, als ich hereinkam. Ich habe nicht einmal gespült, als ich auf der Toilette war.«

Adam sah Paul an, die Augen in seinem mageren, jugenhaften Gesicht zusammengekniffen. »Bitte sag mir, dass das eben das erste Mal war.«

Paul kicherte. Sein Speck wackelte. »Schlaf weiter, Motzkoffer.«

Adam schnaubte verärgert. »Es war ein Wunder, dass ich überhaupt einschlafen konnte. Ich bin ja voll und ganz dafür, im Einklang mit der Natur zu leben, aber das hier ist lächerlich. Deine Schwester hat sie nicht mehr alle. Ich bin ein Stadtjunge. Ich komm mit dieser Landhitze nicht klar.«

»Wir sind nicht auf dem Land.« Paul begann sein blassgelbes, kurzärmliges Hemd aufzuknöpfen.

»Für mich schon. Hölle, jetzt muss ich pinkeln. Verdammte Hunde!«

Adam kroch aus den Laken, hüpfte aus dem Bett und ging Richtung Bad.

Paul warf sein Hemd über das hölzerne Bettgestell am Fußende und betrachtete den großen, schlanken Körper seines Freundes, der nur mit zart lilafarbenen Boxershorts bekleidet war und dessen Brustkorb vom Schweiß glänzte. In seinen Lenden regte es sich.

»Mein Fuß ist immer noch taub«, sagte Adam und humpelte, um seine Worte zu unterstreichen. »Ich bin echt überrascht, dass Debra mit einer engstirnigen Homophoben befreundet ist. Unfall, von wegen. Und wo hat sie dieses Tennis-Outfit nur her? Das ist doch von 1985!«

Als Adam in den stillen Wald verschwand, kickte Paul seine Sandalen davon und zog seine Shorts aus. Auch wenn der Ventilator auf mittlerer Stufe lief, die Brise durch das Fenster hinter dem breiten Doppelbett hereinwehte und die Vorhänge flattern ließ, war der Raum stickig. Die Hitze waberte durch die Luft wie dichter Nebel. Er war gerne hier, liebte es, Zeit mit seiner Schwester zu verbringen, aber Paul freute sich nicht gerade auf eine ruhelose Nacht ohne Schlaf. Debra war vermutlich die einzige Person in Park Orchards, die keine Klimaanlage besaß.

Die Toilettenspülung ging. Dann lief der Wasserhahn, und kurze Zeit später erschien Adam aus dem Badezimmer, Gesicht und Haare feucht.

»Kurz in den Pool gesprungen?«, fragte Paul, während er seine Armbanduhr abmachte und die billige Kaufhausuhr auf den teuer wirkenden Nachttisch legte.

»Ich könnte im Pool schlafen.« Adam stieg zurück ins Bett. »Wäre um einiges kühler.«

»So schlimm ist es doch nicht«, sagte Paul, der das Gefühl hatte, seine Schwester verteidigen zu müssen. »Schwitzen ist gut für dich.«

»Nicht so stark schwitzen. Entweder ich ertrinke oder sterbe an Dehydrierung.«

»Soll ich dir ein Glas Wasser holen?«

Adam schüttelte den Kopf. »Aber du könntest diese verdammten Plüschhasen wegräumen.«

Paul sah zu den Spielzeughasen, die auf der englischen Eichenkommode saßen. »Findest du die nicht niedlich?«

»Gruselig«, sagte Adam. »Ich kann spüren, wie sie mich anstarren. Und dieser einäugige Freak ist der gruseligste von allen.«

Paul drehte sich zu dem ramponierten alten Hasen mit dem fehlenden Auge um. Das Plüschtier saß im Schaukelstuhl, der in einer Ecke des Raumes stand. Dieser spezielle Spielzeughase, Benjamin, war der erste von Debras Plüschhasen gewesen, ein Weihnachtsgeschenk von ihrer Tante Geraldine, als Debra fünf war.

»Kann Debra die nicht weglegen, wenn sie Gäste hat?«

Paul saß auf der Matratze. Durch sein Gewicht neigte sich das Bett deutlich auf seiner Seite. »Ich vermute, sie findet sie nicht gruselig.«

Debra hatte eine Schwäche für Hasen und hatte über die Jahre eine beeindruckende Sammlung zusammengetragen. Als sie in dieses Haus gezogen war, hatte sie sich zwei echte Hasen angeschafft. Als diese gestorben waren, hatte sie einen weiteren gekauft. Einen wunderschönen grauweißen Kaschmirbock namens Bobo. Bobo war vor nicht ganz drei Jahren gestorben. Obwohl Debra seitdem keine Hasen gehalten hatte, behielt sie das Gehege. Der

leere Käfig stand nun neben dem Gemüsebeet am Ende des Gartens.

»Die Faszination deiner Schwester für Plüschhasen ist genauso merkwürdig wie ihre Abneigung gegen moderne Annehmlichkeiten. Es ist ja nicht so, als könnte sie sich keine Klimaanlage leisten.«

»Natürlich könnte sie sich die leisten. Und sie hasst moderne Annehmlichkeiten nicht. Sie mag nur keine Dinge, die sie nicht für notwendig erachtet. Trotz ihres literarischen Erfolges, des messerscharfen Verstandes und des überlegenen Intellekts ist sie im Herzen ein einfaches Mädchen.«

»Oder eine verrückte alte Schachtel.«

»Sie ist nur sieben Jahre älter als du.«

»Erinner mich bloß nicht daran«, sagte Adam und strich seine Haare zurück. »Ich fand kürzlich ein graues Haar. Zwei, um ehrlich zu sein. Ich habe sie direkt ausgerissen. Wie die Flüchtlinge, die dieses Land überschwemmen, hatten sie kein Recht, hier zu sein.«

»Hey, immer langsam mit dem Fremdenhass, Adam Fitzpatrick.«

Paul liebte Adam, meistens ignorierte er dessen Macken: seinen milden Narzissmus, seine manchmal ätzende sarkastische Natur, seinen Jähzorn und seine Neigung, mit allem und jedem zu flirten. Der eine Makel, den Paul nicht tolerieren konnte, war sein beiläufiger Rassismus. Adam war keine hasserfüllte Person. Er besaß jede Menge Freundlichkeit und Mitgefühl. Paul wollte glauben, dass das Aufwachsen mit einer verbitterten, fanatisch christlichen Mutter der Ursprung von Adams immer mal wieder auftretenden Anfällen rassistischen Verhaltens war. Aber zeitweise wunderte er sich doch.

»Du weißt, ich hasse es, wenn du ...«

»Jaja«, sagte Adam und wedelte mit seiner Hand, ähnlich wie die Queen, wenn sie ihre Untergebenen grüßte. »Ich weiß. Tut mir leid.« Adam griff hinüber und drückte Pauls linke Hand. »Ich möchte nicht streiten. Es ist zu heiß. Und spät. Vor allem für dich, Herr Spätestens-um-neun-im-Bett.«

Paul legte seine Beine auf das Bett und lehnte seinen Kopf gegen das Kopfende. Er starrte an die Decke. »Ich hatte ein gutes Gespräch mit Debra.«

»Hast du ihr erzählt, was passiert ist?«

»Das meiste davon. Ich habe ihr erzählt, dass ich meinen Job verloren habe.«

»Aber nicht, dass diese Bastarde dir mit einem Rechtsstreit drohen?«

Paul seufzte. »Ich konnte nicht. Bei allem, was mit Krista und Taryn passiert ist, von Debras Trennung mal gar nicht zu reden. Ich konnte ihr nicht noch mehr Scheiße auf den Haufen schippen. Das Letzte, was sie jetzt braucht, ist, sich Sorgen darüber zu machen, ob ich vielleicht ins Gefängnis muss.«

Adam streichelte seine Hand. »Scheiße, ich hab den kleinen Bastard getroffen. Er ist nicht gerade ein junger Elvis. Als ob du diesen aknenarbigigen Mistkerl auch nur anfassen würdest.«

»Ich würde niemals einen meiner Schüler anfassen«, sagte Paul, auf dessen Stirn der Schweiß wie kleine Juwelen glitzerte, »auch nicht, wenn er wie der junge Elvis aussehen würde.«

»Ich weiß. Ich sag ja nur. Es ist beleidigend, das ist alles. Der Vater sollte mal einen langen Blick in den Spiegel werfen und begreifen, dass er seinem Sohn an der

Genetik-Front keinen Gefallen getan hat. Zu behaupten, du würdest dich an diesem billigen Napoleon-Dynamite-Verschnitt vergreifen – der spielt doch gar nicht in deiner Liga!«

»Adam«, sagte Paul kopfschüttelnd, »ich bin heilfroh, dass du nicht mein Anwalt bist.«

»Ich denke, du solltest die Schule wegen übler Nachrede verklagen«, sagte Adam und gähnte.

»Sie mussten mich loswerden. Ich nehme es ihnen nicht übel.«

»Wen willst du verarschen? Die haben dich gefeuert, weil du schwul bist, nicht wegen dieser lächerlichen Anschuldigungen.«

Paul zuckte die Achseln. »Wie auch immer. Ich habe nicht die Absicht, an diese Schule zurückzukehren. Nicht nach allem, was passiert ist.«

»Du hast diese Schule geliebt. Du hast die Schüler geliebt. Und du warst ein verdammt guter Geschichtslehrer.«

»Was vorbei ist, ist vorbei. Ist auch egal, ich hab für heute Nacht genug geredet. Mein Kiefer ist schon ganz taub. Können wir morgen weiterdiskutieren?«

»Geht klar. Ich bin jenseits von müde. Ich glaube, mein Hirn ist in der Hitze zu einem klebrigen Klumpen zusammengeschmolzen.«

Adam rutschte runter und legte sein Kissen flach auf die Matratze.

»Ich würde vor dem Schlafen gerne noch lesen«, sagte Paul. »Würde es dich stören, wenn meine Lampe noch etwas brennt?«

»Nicht im Geringsten. Aber bitte, keine Aufregung über unvorhergesehene Plot-Twists oder erzählerische

Fehler. Behalte dein Keuchen und Grummeln für dich selbst.«

Paul beugte sich hinüber und küsste Adam sanft auf den Mund. »Ich versuche, leise zu lesen.«

»Putzt du dir noch die Zähne, bevor du schläfst? Dein Atem riecht wie ein Seemannsarsch nach einem schlechten Burgunderbraten.«

»Und Debra denkt, ich wäre der Ungehobelte von uns beiden.«

»Gute Nacht, Paul.« Adam schaltete seine Lampe aus und der Raum versank in Dunkelheit.

Augenblicke später erhellte smaragdfarbenes Licht Pauls Hälfte, als er seine Nachttischlampe einschaltete. Wie im Bad auch war Grün die verbindende Farbe im Gästezimmer – die Vorhänge, Lampenschirme und Bettdecken waren in diversen Schattierungen davon gefärbt. Hier hatte Debra allerdings mehr Zurückhaltung geübt und den natürlichen Schimmer der Holzvertäfelung beibehalten. Auf dem Boden lag ein cremefarbener Teppich.

Paul griff nach seinem zerlesenen Paperback von *Tess von den d'Urbervilles*, doch seine Hand hielt über dem Cover inne. Er fuhr mit seiner Zunge über seine Vorderzähne. Sie waren pelzig und er hatte den abgestandenen Geschmack von Portwein auf der Zunge. Mit einem kleinen Seufzer schwang er sich aus dem Bett. Er ging Richtung Badezimmer, spürte den weichen Teppich unter seinen Füßen. Gerade bevor er den dunklen Eingang erreichte, glaubte er, eine leise Stimme zu hören, beinahe ein Flüstern.

Er drehte sich um. »Adam?«

Sein Freund antwortete nicht. Er war bereits eingeschlafen. Normalerweise sprach Adam auch nicht im

Schlaf. Paul kam zu dem Schluss, dass es der Wind gewesen sein musste, der draußen vor dem Fenster durch die Bäume pfiiff.

Oder der Alkohol lässt mich Stimmen hören.

Vielleicht war es aber auch der Geist eines lange vergangenen Traums. Ungefähr vor fünf Jahren, bevor er so zugelegt hatte und er und Adam sich kennengelernt hatten, als er noch zwei Päckchen am Tag geraucht hatte, hatte er in diesem Haus den verstörendsten Traum seines Lebens gehabt. Seine Schwester und sein Schwager waren so freundlich gewesen, Paul für einen nicht definierten Zeitraum bei sich wohnen zu lassen, weil er in schlechtem Zustand war, nachdem er sich zuvor von seiner Langzeitbeziehung getrennt hatte. Die Trennung hatte ihn nicht nur heimatlos gemacht, sondern ihn auch noch mit gebrochenem Herzen zurückgelassen.

Es war spät gewesen und, wie heute Nacht, elend heiß. Er hatte im Bett dieses Gästezimmers gelegen, das damals noch nicht renoviert gewesen war, und versucht seine Gedanken durch Lesen zu beruhigen. Er musste weggedämmert sein, denn das Nächste, woran er sich erinnerte, war ein kalter Wind, der sein Gesicht traf, und der Anblick einer Frau, die durch den Raum ging. Im ersten Moment dachte er, es wäre seine Schwester. Aber diese Idee verwarf er schnell wieder, denn die Dame trug ein Kleid, während Debra kurz zuvor erst ihren Pyjama angezogen hatte. Außerdem schien sie gut 30 Jahre älter zu sein als seine Schwester.

Er beobachtete, wie die Erscheinung Richtung Badezimmer ging – eigentlich mehr glitt – und darin verschwand. Paul war aus dem Bett gesprungen und ihr

gefolgt. Als er das Bad betrat, sah er sich gründlich um, aber da war keine Spur der mysteriösen alten Frau.

Während er da im dunklen und beißend kalten Badezimmer stand, sich wunderte, wohin sie wohl verschwunden sein mochte, hörte er eine Stimme, die verdammt nach Loris, Rays Mutter, klang, die kürzlich verstorben war und die nun flüsterte: »Ihr werdet alle sterben.«

Einen Moment lang erstrahlte das Bad in hellem Licht, als wäre draußen ein Blitz eingeschlagen oder als hätte jemand ein Foto gemacht. Für einen Augenblick sah er es: einen gefesselten Körper, der auf dem alten, kaputten Linoleumboden lag, blutig, mit durchgeschnittener Kehle und definitiv tot.

Dann wurde der Raum plötzlich wieder dunkel, und als das Licht aufblitzte, war der Körper verschwunden. Entnervt und aufgescheucht war er zu dem alten Waschbecken gestolpert und hatte sich kaltes Wasser ins Gesicht gespritzt.

Dann war er aufgewacht, das Herz pochend, vor Angst erstarrt. Er hatte einige Minuten lang ganz still gelegen, bis er sich sicher war, dass es nur ein Traum gewesen war. Paul begann an dieser Überzeugung zu zweifeln, als er das Badezimmer betrat, um sich wirklich das Gesicht zu waschen, und das Waschbecken schon voller Wassertropfen war.

Sogar jetzt noch reichte der Gedanke an diesen Traum aus, dass sich die Härchen auf seinen Armen aufstellten und sein Magen flatterte. Er hatte nie zuvor einen derart gewalttätigen Traum gehabt, weder vorher noch nachher. Manchmal fragte er sich, ob er einen Blick in die Vergangenheit des Hauses erhascht hatte, auf einen schrecklichen Zwischenfall, der hier passiert und an

der lokalen Presse vorbeigegangen war. Eine Tat, so brutal, dass sie in das Haus eingesickert war und eine Art böswilligen Geist erschaffen hatte, der die Träume der Bewohner heimsuchte. Aber niemand anderes hatte unter diesem Dach bislang so einen abscheulichen Traum gehabt, soweit es ihm bekannt war.

Was immer in dieser Nacht auch geschehen war, er hatte sich seitdem in diesem Haus nie wieder wirklich wohlgeföhlt. Debra gegenüber hatte er nicht ein Wort von dem Albtraum oder seinem Unwohlsein erwähnt. Doch dieses Unbehagen war zum Teil der Grund, warum Adam und er immer nur eine einzige Nacht blieben. Nach dieser Nacht hatte er die Flecken auf dem Badezimmerboden nie mehr mit den gleichen Augen gesehen und es hatte ihm kein bisschen leidgetan, die alte Einrichtung verschwinden zu sehen.

Als er in den unbeleuchteten Raum trat, war Paul froh, dass er diesmal jemanden hatte, der an seiner Seite war. Nur für den Fall, dass der böse Geist zurückkehrte.

DIE KÜCHE

Debra stand an der Spüle und schaute in den dunklen Hof. Erinnerungen an lange Sonntagsfrühstücke am runden Eisentisch im Garten unter den wehenden Palmen erfüllten sie gleichermaßen mit Glück und Verlustgeföh!.

Sie und Ray hatten gute Zeiten geteilt. Es war nicht alles schlecht gewesen. Als ihre viermonatige Trennungsphase immer mehr nach Scheidung auszusehen begann,

hatte sie begonnen, sich an all die kleinen Details zu erinnern. Daran, wie sie nach Hause gekommen war und eine Vase voller Kräuter auf dem Fensterbrett über der Spüle gefunden hatte. Ray konnte romantisch sein, vor allem in den ersten Jahren ihrer Ehe. Er hatte einen Strauß ihrer liebsten Kräuter gepflückt, Basilikum, Koriander und Thymian, und sie anstelle von Blumen in eine Vase gestellt. Das hatte ihr gezeigt, wie gut er sie kannte. Damals war es auch ein deutliches Zeichen seiner Zuneigung gewesen.

Aber gute Dinge neigen dazu, sauer zu werden. Es war noch nicht einmal eine Affäre, die einen Keil zwischen sie getrieben hatte, nur die traurige und allzu häufige Wahrheit zweier Menschen, die sich auseinandergelebt hatten. Sie hatten schon länger Probleme gehabt, doch der Tod von Rays Mutter, hier in diesem Haus, vor etwa fünf Jahren, hatte ihre Spannungen verstärkt. Ray hatte seiner Mutter sehr nahegestanden. Nach ihrem Tod zog es ihn weg, er verbrachte mehr und mehr Zeit unterwegs, ihre Kommunikation wurde immer anstrengender, wenn sie überhaupt stattfand.

Trotzdem vermisste sie ihn. Sie liebte ihn noch immer. Sie waren sich in ihren frühen Zwanzigern begegnet. Man verbringt nicht 30 Jahre seines Lebens zusammen, ohne einen Teil der Seele des anderen aufzunehmen. Manchmal erwartete sie fast, dass die Seitentür der Garage sich öffnete und Ray mit der Aktentasche in der Hand in den Hof marschierte.

Sie wusste, dass das nicht passieren würde. Ihre Ehe war zerbrochen, sie konnten nicht länger zusammenleben. Wie ihre geliebten Kräuter brauchte eine gute Ehe Pflege, Wärme und Nahrung zum Überleben.

Brett McBean wurde 1978 in Melbourne, Australien, geboren. Dort lebt er mit seiner Frau und seiner kleinen Tochter Vanessa. Er studierte Musik (Leistungskurs Schlagzeug/Perkussion) am Box Hill College, widmet sich aber seit dem Abschluss ganz dem Schreiben von harten Thrillern. Zurzeit arbeitet er an einer Romanreihe über Jack the Ripper.



www.brettmcbean.com

Brett McBean bei FESTA:

Die Mutter

Die Bestien

Das Motel

Die Sünder

Die Verdammten

Buk und Jimmy ziehen nach Westen

Angst war hier

Infos, Leseproben & eBooks: www.Festa-Verlag.de